

dtv

1859. Der Zufall bringt ihn am Morgen nach dem Gemetzel auf das Schlachtfeld von Solferino. 38 000 Tote und Verwundete hat es gegeben, und Henry Dunant vergißt das geschäftliche Schreiben, mit dem er eigentlich zu Napoleon III. unterwegs ist. Statt dessen kümmert er sich um die Verletzten, und was er hier erlebt, läßt ihn nie wieder los. Fünf Jahre später wird auf sein Betreiben das Rote Kreuz gegründet. Doch dann wird er als Bankrotteur verurteilt, muß aus der Schweiz fliehen, Konkurrenten spinnen Intrigen gegen ihn. Seine Pläne zur Gründung eines »Grünen Kreuzes«, das die Gleichberechtigung der Frau fördern soll, gibt er trotzdem nicht auf. Erst am Ende seines Lebens werden seine Verdienste gewürdigt: Man verleiht ihm den ersten Friedensnobelpreis.

Eveline Hasler wurde in Glarus/Schweiz geboren. Sie studierte Psychologie und Geschichte in Fribourg und Paris. Bekannt wurde sie zunächst mit ihren Kinderbüchern, die in zahlreiche Sprachen übersetzt sind. Für ihren Roman ›Der Riese im Baum‹ (1988; dtv 13231) wurde sie mit dem Schubart-Literaturpreis ausgezeichnet. 1994 erhielt die in Tessin lebende Autorin den Meersburger Droste-Preis für ihr Gesamtchaffen. Weitere Werke: ›Anna Göldin. Letzte Hexe‹ (1982; dtv 10457), ›Ibicaba. Das Paradies in den Köpfen‹ (1985), ›Die Wachsflügelfrau‹ (1991;1991 ;dtv d

Eveline Hasler
Der Zeitreisende

Die Visionen des
Henry Dunant

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

4. Auflage 2010

1998 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1994 Verlag Nagel & Kimche AG,
Zürich/Frauenfeld

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © C.I.C.R. Vernier Jean-Bernard/CORBIS SYGMA

Gesetzt aus der Sabon 10/11,25

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-13073-3

Im Januar 1993 fahre ich nach Genf, ich habe vor, im Suttner-Fried-Archiv, das sich im Palais des Nations befindet, Dunants Briefe an die Friedenskämpferin Bertha von Suttner zu lesen. Ein frostiger Tag, der Himmel über den alten Bäumen des Parks grünlich verfärbt, die Sicherheitsbeamten am Eingang des Palasts tragen Schal und Handschuhe.

In einem Wachraum werden meine Papiere eingehender als sonst geprüft, Konferenzen sind im Gang über den Krieg in Ex-Jugoslawien. Im Palast-Labyrinth mit dem Postamt, den Kaufläden, Reisebüros, Banken, fallen mir an den Zeitungsständen die Schlagzeilen über die kriegerischen Auseinandersetzungen auf, in den verwinkelten Gängen ein Hin und Her von Menschen aller Hautfarben und Rassen.

Während ich im Archiv Dunants Gedanken über Frieden nachgehe, dringen von draußen her störende Geräusche in die Stille, Menschen protestieren vor dem UNO-Palast gegen die Vergewaltigungen im Kriegsgebiet. Ich erinnere mich an eine Zeitungsnotiz: Frauen haben vor Monaten auf den Straßen von Belgrad vor dem drohenden Bürgerkrieg gewarnt; um sie zum Schweigen zu bringen, hat man sie in Busse verfrachtet und zum Stadtrand gebracht.

In den Memoiren von Bertha von Suttner lesend, stoße ich auf folgende Stelle: *Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die menschliche Gesellschaft die größte Geißel – den Krieg – als legale Institution abgeschüttelt haben wird ... Und so frage ich hier einen viel, viel späteren Leser, der diesen Band vielleicht aus verstaubtem Bodenkram hervorgeholt hat: Nun, wie ist es gekommen, hatte ich recht? Der möge dann auf den Rand die Antwort schreiben – ich sehe die Glosse schon vor mir: Ja, Gott sei Dank! (19??).*

Am Abend schalte ich in meinem Hotelzimmer den Fernseher ein: Kriegsszenen, Spitäler werden in Brand geschos-

sen, Konvois des Roten Kreuzes am Weiterfahren gehindert. Unser Jahrhundert, dem die Suttner eine Entwicklung zum Frieden zutraute, neigt sich zu Ende, Dunants Gedankengänge sind noch immer durch andere Gedankengänge blockiert.

Der Mann wußte, daß er auffiel. Der weiße lange Bart fiel auf und der abgetragene Beerdigungsanzug. Manchmal hielt er im Gehen inne, bückte sich auf der Straße nach einem Steinchen, ließ es in die Tasche gleiten.

Ein Bauer, der eine Kuh vor sich her trieb, stand still und starrte ihn an.

Der Mann ging jetzt schneller, an Bauerngärten vorbei und lockeren Baumbeständen, hinter denen sich kleine Pensionen und Hotels verbargen, Heiden, ein aufstrebender Luft- und Molkenkurort im hügeligen Gelände der Voralpen. Die Hügel bewegten sich mit seinen Schritten, Wellen, die grün wegdrängten und zurückflossen. Häuser ritten auf ihren Kämmen, gebräunte Bauernhöfe mit Ställen, jeder von einem ausladenden Baum beschirmt.

An den Rand der Welt hatte ihn sein unstetes Leben gespült; am Fuß dieser Hügel war er gestrandet, auf diesem Riff, das hinter dem Dorf unerwartet jäh abfiel zur Senke, gefüllt mit dem Spiegel des Bodensees.

Im Jahr 1881 war er mit der Zahnradbahn vom Bodensee das erste Mal hierher gekommen. Freunde aus Stuttgart hatten ihn begleitet, sie waren damals im besten Hotel, im *Freihof*, abgestiegen. Das Hotel gehörte einer geborenen Simond aus Chamonix, ihr Ehemann, Dr. Altherr, kümmerte sich als Arzt um die Genesung der Gäste. Nun, da er Jahre später wieder hier gestrandet war, auf unabsehbare Zeit, vielleicht für den Rest seiner Tage, rückten ihm Hügel und Menschen zu nahe, er rang nach Luft. Diesmal wohnte er, seiner finanziellen Lage gemäß, in einem bescheidenen Gasthof mit dem Namen *Paradies*. Die Pensionäre wunderten sich über den geheimnisvollen Gast, dessen Umgangsformen die vornehme Herkunft verrieten; um Fragen auszuweichen,

hielt er sich wenig im Salon auf und ging abends früh auf sein Zimmer. Manchmal zwang er sich zu einem Gang, er tat es, um seinem Kopf Sauerstoff zuzuführen; sein Hirn, Archiv seiner Ideen, mußte belüftet werden. Uralt fand er seinen Körper, viel älter als seine sechzig Lebensjahre, Feinde hatten ihn zweiundzwanzig Jahre lang gejagt; rastlos, immer in Witterung der Gefahr, hatte er leben müssen, ich bin ausgebrannt, dachte er, ein Wrack.

Die stechende Sonne setzte ihm zu. Hinter sich hörte er ein Geräusch, es war ihm, ein Atem streife ihn im Nacken, er schritt schneller aus, der Unbekannte beschleunigte seine Schritte. Dunant kam ins Schnaufen, Schweißperlen rannen unter dem Rand des Samtkäppchens über die Stirn, sammelten sich über seinen Brauen. Für einen Moment drohte sein Herzschlag auszusetzen. Der Fremde hatte ihn überholt.

Monsieur, excusez-moi ...

Die beiden Männer maßen sich mit den Blicken.

Wilhelm Sonderegger, Lehrer ...

Der gut geformte Kopf mit dem dunklen Schnauzbart war Dunant im Dorf aufgefallen, er erinnerte sich, den jungen Lehrer mit einer Schulklasse gesehen zu haben.

Sonderegger hatte seinen Strohhut vom Kopf gerissen. Linkisch drehte er ihn in der Hand, bat in holprigem Französisch um Entschuldigung für die Kühnheit, einen Gast auf der Straße anzusprechen. Er hoffe, er störe ihn nicht in seinen Gedanken? Vom Postbeamten habe er gehört, der Gast aus Genf erhalte regelmäßig die Zeitung einer geographischen Gesellschaft. Vielleicht interessiere es ihn, sein eben fertiggestelltes Relief zu sehen? Alle Erhebungen des Kantons Appenzell maßstabsgetreu, samt Angaben der Höhenkurven ...

Während Dunant noch schwieg, betrachtete der Lehrer sein Gegenüber. Nicht nur der Drang, das eben fertig gewordene Kolossalwerk einem Sachkundigen zu zeigen, hatte ihn angetrieben, diesen Mann, von dem er nicht einmal den Namen wußte, anzusprechen. Seine Schüler hatten ihn auf den Fremden neugierig gemacht. Ein Schwarzgekleideter

gehe in Heiden um, mit einem weißen Bart (er gleiche St. Nikolaus, hatten sie gesagt), bücke sich nach weißen Steinchen auf der Straße und stecke sie in seine Tasche. Freundlich sei er zu ihnen gewesen. *Er spreche Hochtütsch, das eigentlich Französisch sei ...*

Auch Dunant nahm sich Zeit, den Lehrer anzuschauen, sein Herzschlag hatte sich beruhigt. Das wache Gesicht des jungen Mannes und der Eifer, mit dem er sein Anliegen vorbrachte, weckten sein Interesse.

Ein Relief? Die Arbeit interessiere ihn, sagte Dunant. Zumal sie sich auf französisch darüber unterhalten könnten. Sondereggers Akzent verrate, daß er die Sprache wenig spreche, aber der Wortschatz erscheine ihm für einen Deutschschweizer doch ungewöhnlich ...

Sonderegger lächelte geschmeichelt. Ich habe viel französisch korrespondiert, sagte er, in Paris, an der Weltausstellung, wurde eine meiner pädagogischen Arbeiten ausgestellt. Eine Expertise über die geistigen Fähigkeiten der Schüler, mit anschaulichen Experimenten. Leider ist die Arbeit nicht aus Paris zurückgekommen, das macht mir Kummer. Der ganze Aufwand an Zeit und Kosten verloren, so etwas läßt sich nicht leicht wiederholen.

Ich verstehe Ihren Kummer, sagte Dunant. Diese Dinge werden systematisch gestohlen, glauben Sie mir.

Er zeigte zum *Freihof*, Dr. Altherr, der die Freundlichkeit habe, ihn regelmäßig zu Tisch einzuladen, erwarte ihn. Er reichte Sonderegger zum Abschied die Hand und sagte: Ich habe versäumt, mich vorzustellen: Henry Dunant, aus Genf.

Erstaunen ging über das Gesicht des Lehrers: Sie teilen Ihren Namen mit einer Berühmtheit, mit dem Gründer des Roten Kreuzes. Seit Jahren gilt er als verschollen. Eine Genfer Zeitung hat ihn letzthin als tot gemeldet ...

Ich bin der Begründer des Roten Kreuzes und Promotor der Genfer Konvention, sagte der Fremde, und seine Stimme zitterte dabei leicht, als bitte er für diese Ungeheuerlichkeit um Entschuldigung.

Ich bin tot, sagte er zu seiner Gastgeberin und lächelte scheu.

Nicht alles so tragisch nehmen, sagte Frau Altherr-Simond. Noch etwas Fisch?

Ihre Augen blickten von ihm weg in den Speisesaal des *Freihofs*, der sich langsam mit Gästen füllte. Die Table d'hôte war auf sieben angesagt, Dunant schätzte es, sein Essen früher, ausschließlich in Anwesenheit der Gastgeber, einzunehmen.

Diese Woche, sagte Frau Altherr-Simond, und ihre Augen verweilten auf dem gelben Seidenkleid der Baronin Schönfeld, war es schwierig, Bodensee-Felchen aufzutreiben, ein Fischer von Staad hat sie heraufschicken lassen, ganz frisch, heute morgen mit der Zahnradbahn ... Umtriebe, ja, ja, aber Sie lieben nun mal Fisch. An der Table d'hôte wird Gans-Terrine und Lammcarré serviert.

Ich bin tot, sagte er noch einmal mit Nachdruck.

Ihr Blick kehrte zurück, sie inspizierte ihn mit grauen, nüchternen Augen. Kopf hoch, lieber Freund! Ihre Hand griff nach der Perlenkette an der ausladenden Brust. Waren Sie zu lange spazieren?

Es ist kein Scherz, sagte er und wies neben seinem Teller auf eine Ausgabe des *Journal de Genève*, auf den auch Frau Altherr abonniert war. In der Nummer vom letzten Samstag, haben Sie es nicht gelesen?

Hochsaison, sagte sie und schüttelte bedauernd den Kopf, da kommt man nicht zum Lesen.

Hier steht, das heißt, man zitiert ein Buch, in dem es steht: Ich bin tot.

Dr. Altherr, der sich nach der Gesundheit eines eben eingetroffenen Gastes erkundigt hatte, kam an den Tisch und setzte sich neben seine Frau.

Ich bin tot, sagte er, diesmal zu Dr. Altherr gewandt.

Keine Sorge, wir schauen zusammen vorwärts, sagte der Arzt, für den Tote ohnehin uninteressant waren. Er nahm seine Brille ab und wischte sich mit einem Tuch über die Augengläser.

Waren Sie wieder zu weit, mein lieber Dunant, Ihr Lieblingsspaziergang nach Thal?

Tote können reden, was sie wollen, man hört sie nicht, hinter ihrer Milchglasscheibe machen sie den Lebenden vergeblich Zeichen, hatte ihm seine Tante Sophie als Kind gesagt. Er gab es auf. Höflich, wenn auch etwas gelangweilt, hörte er zu, wie Dr. Altherr von Masernfällen in Heiden erzählte. Dann verzehrte er, nicht ohne Behagen, die für ihn eigens mit der Zahnradbahn heraufgebrachten Bodensee-Felchen.

Nach dem Abendessen suchte Dunant den Platz hinter den letzten Häusern auf, von dem aus der Blick eine taumelnde Fahrt macht über Hügel und steile Wiesen zum Bodensee. Wie von einer Steilklippe blickte er auf das Südufer des Sees hinunter, vierhundert Meter in der Tiefe zogen rötliche Lichtbahnen über das Wasser. Drüben, im Abendglanz, schimmernde Erhebungen, im Süddeutschen schon oder im Österreichischen. Immer wieder packte ihn die Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Genfersee: Der Pfänder mit seinen Felsabstürzen glich dem Mont Salève, der Rhein könnte die Rhone sein.

Dort unten, an die Bucht geschmiegt, sein geliebtes Genf. Seit seinem Ruin im Jahre 1867 hatte er es nicht mehr betreten, Genf hatte ihn nach den Gerichtsurteilen ausgespuckt, verbannt. Nördlich des Seebeckens ortete er den Stadtteil Petit Saconnex und drüben, in der Nähe der Porte Cornavin, La Monnaie. La Monnaie, einst savoyischer Weiler, lag schon außerhalb der Stadt, zwei, drei Häuser gehörten hier der Familie, zwischen den Gebäuden Obstbäume, Wiesen, eine Kastanienallee.

Mit seiner Mutter hatte er vom Balkon aus oft den Sonnenuntergang betrachtet, rötliche Lichtspiele auf den eisigen Kuppen des Mont Blanc. Ein Feuerschloß ist das, hatte die Mutter gesagt.

Und wem gehört es?

Dem König von Savoyen.

Lange schaute sie mit ihrem Ältesten mit halb zugekniffenen Augen in den Glanz. Als der rötliche Schimmer blasser wurde, schließlich erlosch, stieß sie ihn an, als träume er und sie müsse ihn wecken: Laß uns hineingehen, es wird kühl.

Sie lebte in ständiger Angst vor Erkältungen, im Kamin legte sie schnell ein paar Scheiter nach. Sie sank in den Lehnstuhl, den Kopf nach hinten gebeugt auf die geschweifte Lehne, die Augen hielt sie träumerisch geschlossen. Henry bettete den Kopf auf ihre Knie.

Geh zu Bett, Henry, flüsterte sie matt, die Kleinen schlafen schon.

Erst eine Geschichte.

Ich weiß keine, mein Kopf schmerzt, mir ist ganz wirr.

Du bist doch in der Predigt gewesen von Pfarrer Gausson. Er schaute sie bohrend an mit seinen dunklen Augen, schüttelte leicht ihren Arm. Was hat er denn erzählt?

Die Fabel vom Schaf und vom Wolf.

Während sich Henry mittragen ließ vom Fluß ihrer Worte, sah er im Spiegel über dem Kamin das Schaf erscheinen, das weißgelockte lange Fell, Unschuldsaugen, und plötzlich war mit einem Sprung der Wolf da mit seinen scharfen Eckzähnen, der roten hechelnden Zunge.

Nein! schrie Henry und fuhr auf: Nein! Ich will nicht, daß er es frißt!

Die Mutter mußte ihn in die Arme nehmen, er war kaum zu beruhigen. Jahrzehnte später spürt Dunant noch dieses Entsetzen. Kürzlich hat er in seinen Memoiren, die er im *Paradies* in blaue und braune Hefte schreibt, sich an dieses Ereignis aus der Kindheit erinnert.

Manchmal aber, das weiß er noch genau, war es die Mutter, die traurig war.

Fehlt dir etwas? fragte dann Henry.

Nichts, nichts, wehrte sie ab. Ihr Ältester spürt zu viel. Er prüft sie mit diesen dunklen, wissenden Augen.

Wann kommt Papa zurück?

Im nächsten Monat. Oder im übernächsten.

Sie zuckte die Achseln. Hatte ihm Papas Ansichtskarten gezeigt von Meerhäfen: Cadix, Piombino, Genua. Die nächste Reise, für sein Handelshaus in Marseille, wird dauern. Die Insel Martinique. Ein entlegenes Ziel. Die Überfahrt voller Gefahren.

Sie seufzt.

Was tut denn Vater so lange?

Geld verdienen, Henry, Geld.

Geld. La monnaie. Der Ortsnamen soll von versteckten Münzen unter dem Weinberg stammen. Hier befand sich eine Münzstätte des savoyischen Königshauses, vermutet Henry später in einem seiner blauen Hefte.

La Monnaie, Name des Hauses, Segen, Fluch.

Geld verdienen, hat Calvin dem gottesfürchtigen Genfer Bürger beigebracht, ist keine Schande. Gott spendet seinen Lieblingen auch schon in diesem Leben *Comfort*, ein englisches Wort, das zugleich Trost und Wohlergehen bedeutet. Geld muß fließen wie das Blut, stockt der Zufluß, bleiben Vaters Anweisungen aus Marseille aus, droht das Leben der Familie zusammenzubrechen. Dann muß Henrys Mutter heimlich in die Stadt gehen, ein Schmuckstück versetzen lassen, einen Rubinring, eine Brosche mit Opalen, alles aus dem Nachlaß der englischen Großmutter, der Juwelierstochter.

Das Geld schmilzt in ihren Taschen, sagen die Schwägerinnen. Unpraktisch ist sie, überängstlich, diese Anne-Antoinette mit dem Kosenamen Nancy, geborene Colladon. Für all die kleinen Bobos der Kinder ruft sie von weither den Arzt. Und wenn die Kinder nichts haben, kriegt sie bestimmt ihre Migräne, ihr Gliederreißen. *136mal hat sie im letzten Jahr nach dem Doktor rufen lassen für einen Betrag von sage und schreibe 408 Francs!*

La Monnaie, Henry spürt es schon früh, hat seine eigenen Geschichten, die Mama verschweigt. In der Dämmerung beschlägt sich der Spiegel über dem Kamin mit unausgesprochenen Wörtern. Schatten verstorbener Bewohner winken Henry zu: Bernard Dunant, Großvater väterlicherseits. Ging eine vielversprechende Ehe ein mit Anne Gravière, Juwe-

lierstochter, aufgewachsen in London, die Mutter eine Engländerin mit dem Namen Hilditch. Bernard Dunant sympathisiert zur Zeit der Revolution mit Frankreich, spekuliert, verliert das Vermögen. Er landet im Schuldfängnis.

Die Frau ist tapfer, bringt die Kinder durch. Eines dieser Kinder ist Jean-Jacques, Henrys Vater. Wenn er nach Hause kommt aus Marseille, erzählt er nie von den Schatten seiner Jugend. Nur von der englischen Großmutter, die ihren Enkeln kleine Feste gegeben hat auf La Monnaie mit Plum-Pudding und diesem harzigen, nach Bergamotte riechenden Tee.

Im Spiegel auch eine andere Gestalt, eine Frau. Anne-Jeanne, Vaters Schwester. Großgewachsen, hohe Wangenknochen, die Augen unnatürlich aufgerissen. Ständig soll sie am Fenster gegessen sein.

Auf der Ostseite von La Monnaie sieht man in der Ferne zwischen Pappeln die Ausfahrtsstraße nach Paris, hört das Posthorn. Anne-Jeanne hat Ausschau gehalten nach einem, der nie gekommen ist. Als Frau konnte sie nichts für ihr Glück unternehmen. Dafür hat sie die Träume der andern geträumt, hat damals ihren Bruder, den schon 39jährigen Jean-Jacques, aufmerksam gemacht auf die sanfte kleine Nancy Colladon. Was willst du allein bleiben ..., höchste Zeit, an eine Familie zu denken ... Seltsam sei sie gewesen, die lediggebliebene Tante Anne-Jeanne, sagen die Erwachsenen. Noch bewahrt man in der Familie einen Brief von ihr auf. *Glücklich, wer ausdrücken kann, was er fühlt, ich kann es nicht ... Habe immer wie eine Leere im Kopf ...*

Dann, mit vierundfünfzig Jahren, ein Coup de foudre! Sie verliebt sich und heiratet einen Gärtner. *Ein Akt der Schwäche, unziemend für die Familie*, schrieb damals ihr Onkel.

Sie mußte sich beeilen mit dem Leben. Ein paar Jahre nach der Heirat war sie tot. Arme Anne-Jeanne. Eine Mesalliance.

Wurde sie von der Familie zur Seite geschoben?

Maman?

Es gibt Dinge, die man macht, und Dinge, die man nicht macht, Henry.

Oft lag Nancy Dunant-Colladon, von Kopfweh geplagt, in der Nähe ihrer Kinder am Waldrand. Henry mußte sich ein paarmal vom Ballspiel wegschleichen und sich vergewissern, ob Maman noch lebte, so unbeweglich lag sie im Moos, eine Ameise lief über ihr geschlossenes Auge, eine Spinne krabbelte über ihr Handgelenk. Er fürchtete, der Wald könne sie holen, Moos und Efeu sie überwuchern.

Nein, tot war sie nicht. Hinter ihren Lidern liefen Bilder: Zärtliche Szenen aus den ersten Ehejahren, am Arm ihres Mannes ging sie durch eine fremde Stadt. Sie versetzte sich in ihre Jugend zurück, sah ihren Lieblingsbruder Daniel. Er, der Physiker, war mit seiner Erfindung, mit komprimierter Luft zu bohren, eine Berühmtheit geworden. Sie scherzte wie früher mit ihm, nahm teil an einer Tunnelöffnung, teil an seinem Ruhm.

So lag sie am grünen Ohr des Waldes, hörte den Wind in den Blättern, grüne Vorhänge woben sich um ihre Vorstellungen.

Du bist ein Mädchen mit einem zu empfindsamen Herzen, hatte ihr Bruder vor der Heirat zu ihr gesagt. Und ausgerechnet sie ging die Ehe ein mit einem dieser Genfer Handelsmänner, die nicht die Liebe, sondern das Geschäft zum Abenteuer ihres Lebens machten. Neununddreißig mußte er werden, bis er an die Ehe dachte, wäre seine Schwester Anne-Jeanne, die Träumerin, nicht gewesen, wäre er vielleicht Junggeselle geblieben. Tüchtig, tüchtig, dieser Jean-Jacques, hieß es in Genf, arbeitet von früh bis spät. Hat wohl immer das abschreckende Beispiel seines Vaters Bernard vor Augen. Zurück aus Marseille, läßt er sich in Genf auch noch als Waisenrat einspannen, nimmt sich der Strafgefangenen an.

Die Kinder weckten die Schläferin am Waldrand auf. Sie verlangten nach ihrem Vesperbrot. Noch kauend sagte die kleine Marie, sie wolle mit den anderen Geschwistern zu Papa reisen, vor zwei Jahren hätten die Großen, Henry und Sophie-Anne und Daniel nach Marseille dürfen, während sie und der kleine Pierre zu Hause bei Tante Sophie bleiben mußten ...

Ja, das wollte sie auch von Herzen gern, seufzte Maman, aber das Geld, um mit fünf Kindern in die Welt zu reisen, hätten sie nicht. Trotz ihres relativen Reichtums mußten sie sich einschränken, eben hatte sie, weil Geld aus Marseille ausblieb, eine Uhr versetzt. Auf die Bitte der Kleinen hin mußte Henry zum x-tenmal erzählen, wie es damals war: in der altmodischen gelben Familienkutsche nach Marseille. Maman fieberte, das Meer zu sehen, je näher man kam, um so mehr geriet sie aus dem Häuschen, sie wollte sogar auf das Polster des Sitzes steigen. Dann, nach einer brusken Wendung, erschien hinter den Serpentinaen des Hügels in der Ferne ein Streifen Wasser. Voilà! voilà! hatte Maman geschrien. In seinen Memoiren wird der alte Henry sich an die Szene erinnern: *Die Pferde hielten an, und wir drei Kinder, angesteckt von der mütterlichen Begeisterung, staunten mit groß aufgesperrten Augen, ein wenig beduselt von all dem Blau der Unendlichkeit ...*

Mit einem Seufzer kehrt Dunant auf die Steilkippe zurück, sein geliebtes Genf am Ende des Bodensees blitzt noch einmal auf im Abendschein.

Ein Engel mit flammendem Schwert steht vor der Stadt. Der Zutritt ist ihm, dem verlorenen Sohn, verwehrt.

Das Gesicht des Engels nimmt Calvins Züge an, blutleer, hohlwangig. Der düstere Blick trifft Henry: Unwürdiger Sohn. Du hast Blut vergossen, das weiße Blut von Genf, Geld, so viel Geld, Hunderttausende, eine Million ...

Der Zornengel. Seine Züge verwandeln sich noch einmal.

Der Bart jetzt kürzer, struppiger.

Der Blick wird unsicher, verkriecht sich unter trägen Lidern.

Die Nase trist, als hänge sie über dem Geschäftsbuch in einem Genfer Kontor. Tief eingegrabene, kleinliche Falten zu beiden Seiten des Mundes.

Ein Buchhaltergesicht.

Dunant schaudert.

Monsieur M. Der Blick des Widersachers.

Der Julitag war heiß gewesen. Die Lehrersfrau stand am Fenster, sie fühlte sich ausgelaugt von den vielen kleinen Dingen, die der Tag gebracht hatte. Ihr Mann blieb heute länger aus als sonst. Nach all der Beschäftigung mit ihren kleinen Kindern sehnte sie sich nach seiner Rückkehr, sie beschäftigte sich gern mit seinen vielfältigen geistigen Dingen, lebte abends wieder auf. Heute allerdings würde sie nur seinen Rücken sehen am Schreibtisch: Von der Redaktion der ›Appenzeller Zeitung‹ war Nachricht gekommen, der geplante Artikel über körperliche Ertüchtigung in der Schule sei schon morgen abzuliefern. Ihr Mann hatte noch keine Zeile geschrieben und würde sich damit schwertun. Turnunterricht – eines der vielen Anliegen, die ihm unter den Nägeln brannten, das Postulat stieß in den Gemeinden mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung auf Widerstand: die »Gofen« sollten zu Hause heuen und den Stall ausmisten, das sei Leibesübung genug.

Das knarrende Geräusch der Gartentüre, endlich. Der Lehrer kam schneller als sonst durch den Vorgarten, wimmelte an der Schwelle den Kleinen ab, der ihm entgegengekommen war und sich an seine Hosenbeine hängte. Schon im Flur sah sie ihm an, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

Der Fremde aus Genf, ich habe ihn soeben kennengelernt.

Dieser St. Nikolaus mit dem weißen Bart, von dem deine Schüler gesprochen haben?

Er nickte: Es ist Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes. Eine Legende. Man hält ihn längst für tot.

Rotes Kreuz? Die junge Frau überlegte. Sie wußte kaum etwas vom Roten Kreuz. In der Realschule hatte sie gehört, ein rotes Kreuz diene als Erkennungszeichen für Sanitätswagen und Krankenstationen.

Morgen, nach der Schule, bringe ich ihn hierher, versprach Sonderegger. Als Mitglied der Geographischen Gesellschaft in Genf interessiert er sich für unser Relief.

In seinem Zimmer im *Paradies* dachte Dunant: So bin ich also tot, sitze wie Schneewittchen hinter den sieben Bergen im *Paradies*.

Da ich tot bin, wird vieles einfacher, einige Umtriebe, die das Leben zwangsläufig verursacht, fallen weg.

Wenn einer tot ist, erlaubt man ihm den Rückzug in das kleinstmögliche Réduit. Älterwerden, schon das eine Vorstufe. Nach zweiundzwanzig Jahren Herumgetriebensein habe ich mir den Rückzug erlaubt zwischen die Hügel, seit meiner Erkrankung ist mir ein weißer Bart gewachsen, der mir den Schonraum sichert, den man einem alten Mann zugesteht, wenn man ihn für harmlos hält.

In seinem Réduit, hinter der Tarnung der Harmlosigkeit, wird der aus dem Leben Geschiedene endlich leben können, er nimmt seine gefährlichen und aufrührerischen Gedanken wieder auf, sendet sie mit Hilfe der Post- und Telegraphenämter in alle Welt. Weg von der Bühne – seine Feinde frohlocken. Doch die Ideen des unbequemen Alten, einmal geboren, sind selbständig geworden, Füße und Arme sind ihnen gewachsen, sie gehen von alleine durch die Welt.

Dunant notierte in eines seiner blauen Hefte: In Winterthur gibt es seit kurzem eine aktive Sektion des Roten Kreuzes. In Herisau in der Ostschweiz ist eine Zelle meiner Idee entstanden (niemand ahnt, wie nah der Gründer ist!). Einem Zeitungsbericht nach, den mir Dr. Altherr gegeben hat, ist in Amerika von einer gewissen Clara Barton das Rote Kreuz gegründet worden. Er legte das Heft in den Koffer zurück, verschloß zwei Sicherheitsschlösser und einen Riemen. Nur ungern legte er sich schlafen, er fürchtete sich vor den Nächten. Blütenkelche waren es, die langsam über dem Schlafenden aufgingen, ihrem narkotischen Duft entstiegen Alpträume:

Genf. Er ist in seinem Lieblingspark Les Bastions. Zwischen dem Laub der Kastanien ein Denkmal. Auf dem Sockel, aus Metall gegossen, ein Kopf, ja, er hat recht gesehen, es ist sein Feind, Monsieur M.: die aufgeschreckten Augen, der wirre Schnauzbart, das Buchhaltergesicht.

Zwei Steinmetzen haben in den Sockel ein Kreuz gemeißelt, nun setzen sie darunter die Buchstaben: G. M., Fondateur de la Croix Rouge.

Aufhören, ruft ihnen Dunant zu, das stimmt nicht! Der Gründer des Roten Kreuzes heißt Henry Dunant!

Dunant? Nie gehört! Die jungen Leute zucken respektlos die Schultern, lachen. Sie tragen Kleider von einem Schnitt und einer Stoffart, die heute noch unbekannt sind: Generation der Morgigen.

Schweißgebadet erwacht er. Jetzt weiß er es: Es ist ein Schachzug seiner Gegner, ihn totzusagen.

Sein Feind, dem er vor vielen Jahren zu seinem Posten verholfen hat, geht über seine Leiche, schwingt sich auf den Piedestal, macht einer Generation, die nicht mehr Bescheid weiß, vor, daß er der Gründer ist. Er wird sich mit seinen Anhängern des Werkes bemächtigen. Jeder Tag, an dem Dunant noch atmet, ist wertvoll: Er wird der Welt beweisen, daß er, Henry Dunant, der Gründer des Roten Kreuzes ist, der alleinige Promotor der Genfer Konvention. Das schuldet er nicht sich, das schuldet er der Integrität seines Werks.

Die Sonderegger Kinder am Kaffeetisch schickten sehnsüchtige Blicke zum Gugelhopf.

Mit dem Anschneiden wird gewartet, bis *er* da ist, sagte Susanna zu ihren Brüdern.

Man hörte ihn schon mit Vater unten vor der Waschküche sprechen, dort war das Relief, es stand wie aufgebahrt, als trage man sämtliche Berge und Hügel des Appenzellerlandes zu Grabe. Seit Wochen galt die Aufmerksamkeit der Eltern nur diesem Gebilde aus Gips und Papier. Die Kinder hatten sich längst daran satt gesehen, jetzt interessierten sie sich nur für die Erhebung des Gugelhopfs.

Mutters helle Stimme. Ihr Schulfranzösisch tönnte schrill, beim Strümpfestopfen hatte sie die Sätze eingeübt. Wochenlang war sie mit dem Bau des Reliefs beschäftigt gewesen, nun war sie neugierig auf Dunants Reaktion, Susanna sollte unterdessen auf die Geschwister aufpassen. Die Kinder saßen erwartungsvoll um den Kaffeetisch. Die Buben feier-

lich in langen Drillichhosen, gestärkten Hemden, Susanna und Emma in Sonntagskleidchen mit rosafarbener Stickerei. Unter dem Tisch die vielen bloßen Kinderfüße, Sommerschuhe besaßen sie nicht.

Der kleine Oswald stöhnte, ihm war heiß in den ungewohnten Kleidern. Es ist doch erst Freitag, sagte er, warum die langen Hosen?

Wir wollen ihn im Sonntagsstaat empfangen, den Gast, den fremden Herrn, sagte Susanna.

Oswald guckte seine Schwester groß an: Ist es der Herr sei unser Gast, segne, was du uns bescheret hast?

Emma lachte. Auch David lachte, eine Rosine, die er heimlich aus dem Kuchen stibitzt hatte, glitt aus seinem Mund und rollte über den Tisch.

Da ging die Türe auf.

Bitte, sagte die Mutter, und ein Mann trat ein mit einem langen weißen Bart.

Emma blieb das Lachen im Hals stecken. Auch Oswald war blaß geworden. Er schob sich vom Stuhl, ging auf die Mutter zu, verbarg sich in ihrem Rock: St. Nikolaus, stieß er hervor.

Ach wo, sagte die Mutter und beruhigte ihn.

Dunant, der die kleine Szene mitbekommen hatte, begann zu lachen. Seine Haut in den Augwinkeln zerknitterte, Falten wie Seidenpapier, dachte Emma.

Oswald saß wieder am Tisch, der Gast tätschelte seine Hand. In drolligem Deutsch sagte Dunant zu ihm: St. Nikolaus bringt Gutgut-Bonbons? Er angelte aus der Tasche seines Überziehers ein paar Lakritzebonbons, die linke Hand zauberte aus der andern Tasche gedörrte Aprikosen auf den Tisch. Vor jedem der Kinder lag jetzt ein Häufchen.

Die Früchte kommen aus Südfrankreich, mein Neffe hat sie geschickt, sagte Dunant auf französisch. Die Mutter übersetzte es den Kindern. Das ist eine Gegend, wo die Sonne viel stärker scheint als hier, erklärte sie.

Sonne für die Zunge, ergänzte Dunant.

Nur zögernd steckten sich die Kinder die verschrumpel-